



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Marbach, Hans: Gedichte von Isolde Kurz

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Gedichten gehabt, wenn er sich nicht an der Einladung, lieber ins Wirtshaus als in die Schule zu gehen, die beide enthalten, gestoßen hätte. Zu den wertvollen Stücken muß man auch die Geschichtsbilder „Zwei Gedenktage“ und „Lied im Schloß Favorite“ zählen. Im Ganzen hat der Nachlaß vorwiegend biographischen Wert, bei der Volkstümlichkeit Scheffels hatte aber die Veröffentlichung die vollste Berechtigung. Eine echt Scheffelsche Schmurre, die sich an das wagt, was dem Gemüt am teuersten ist, aber mit echtem Humor es wagt, und die darum auch ohne Bedenken aufgenommen worden ist, mag schließlich hier noch Platz finden.

Der wahre deutsche Kaiser

Herr Wenzeslaus von Böhmen, der war ein wackerer Mann,
 Er saß beim Rheinweinfasse vom frühesten Morgen an,
 Und war ihm das langweilig, so ging er auf die Jagd:
 Aus den Regierungsjorgen hat er sich nichts gemacht.
 Sankt Nepomuk, der Fromme, der predigte ihm Buß',
 Herr Wenzel sprach mit Lachen: „Man wer' ihn in den Fluß!
 Das helle Moldauwasser wird ihm gedeihlich sein:
 Bleib' jeder bei seinem Leisten, ich bleib' bei meinem Wein!“
 Ein Herold kam geritten und bracht' die schlimme Mär,
 Daß er von Stund des Reiches und Throns verlustig wär!
 Herr Wenzel strich den Schnurrbart und sprach: „Das ist mir Wurst!
 Ich bin ein Mensch vor allem, drum hab' ich immer Durst.
 Und soll ich den nicht stillen von wegen meiner Kron',
 So mag der Teufel holen den deutschen Kaiserthron!
 Viel lieber ein Privatmann beim vollen Fasse Wein,
 Als ein geplagtes Lasttier, ein deutscher Kaiser sein!“
 Er ließ sich pensioniren und trank dann frisch und froh,
 — Und wenn ich Kaiser werde, so mach' ich's ebenso.

Wien

Moritz Mecker



Gedichte von Isolde Kurz



Wie es in den Herzen liebender Sünglinge und Männer aussieht, darüber bekommen wir jahraus jahrein von mehr oder weniger berufenen Minnefängern gar viel zu hören. Als einen seltenen Fall dagegen kann man es betrachten, wenn uns einmal eine Frau ihr Inneres erschließt, insbesondere uns in die tiefsten Geheimnisse ihres Liebeslebens einweicht — selbstverständlich in lyrischer Form; denn was die Erzählung, namentlich die prosaische betrifft, so ist diese ja vorzugsweise jetzt eine Domäne der „weiblichen Feder“ geworden. Warum aber

Grenzboten I 1889

12

die Frauen und Jungfrauen auf diesen Gebieten so überraschend fruchtbar, auf dem der Lyrik hingegen so zurückhaltend sind, darüber lassen sich mancherlei Vermutungen aufstellen. Wir wollen hier nur die eine nächstliegende zur Sprache bringen.

Das Weib steht nun einmal mehr unter der Sitte befangen, als der Mann. Und die Sitte legt dem Weibe eine große Zurückhaltung auf, verwehrt ihm besonders, seinen Liebesempfindungen einen entsprechenden Ausdruck in Worten zu geben, ja verlangt von ihm geradezu in diesem Punkte Verhehlung und Verstellung.

Nun ist freilich das sogenannte „lyrische Ich“ ein ganz ander Ding, als das wirkliche Ich. Es beansprucht eine gewisse Allgemeinheit und stellt sich dar als eine Art erdichteter Person, wenn es auch nicht gerade als solche bezeichnet wird. Diese ist als der Träger der Empfindung gedacht; sie hat auch für die kleinen Schwächen aufzukommen, die der Autor notgedrungen enthüllen muß. Und man verzeiht dieser erdichteten Person auch so manches, was man einer wirklichen nicht so leicht nachsehen würde. Das lyrische Ich hat ein Recht, sich über viele bürgerliche Schranken zu erheben, sich in einen standesamtlichen Naturzustand hineinzuträumen, in dem alles erlaubt ist, was gefällt. Man gönnt dem armen lyrischen Ich, das sich gelegentlich auch als ein recht gequältes, unseliges Ding darstellt, man gönnt ihm zur Entschädigung für seine vielen Leiden sogar hin und wieder ein kleines Bacchanal — es kostet ja nichts —, und der griesgrämigen Leute, die den Horazen und Bérangers ihre illegitimen Flammen ernstlich zum Vorwurfe machen, werden immer weniger.

Immerhin giebt's aber noch solche. Und ferner läßt sich nicht in Abrede stellen, daß das lyrische Ich, so sehr es sich auch in den meisten Dingen zu seinem Vorteile von der Privatperson des Dichters ablöst, mit der letztern doch immer noch in einem ziemlich nahen verwandtschaftlichen Verhältnisse steht, infolge dessen es gewissermaßen für die Familienehre mit verantwortlich gemacht werden kann. Sedenfalls bleiben das lyrische und das wirkliche Ich einerlei Geschlechtes, und so mag es wohl kommen, daß die Frau durch die im Leben ihr aufgezwungene Zurückhaltung auch abgehalten wird, in der Dichtung ihren Herzensempfindungen einen allzu offenen Ausdruck zu geben.

Wie dem auch sei, es hat für uns immer etwas Befremdliches, vielleicht sogar Peinliches, wenn wir ein weibliches Wesen mit der Lyra im Arm einhererschreiten sehen und von ihm Bekenntnisse zu hören bekommen, die von dem zarteren Geschlecht sonst wohl nur unter vier Augen oder auch gar nicht abgelegt werden. Und dieses Gefühl beschleicht uns auch bei der ersten Bekanntschaft mit den kürzlich erschienenen Gedichten von Isolde Kurz (Frauenfeld, Verlag von F. Huber, 1888), freilich, um sehr bald andern Gefühlen Platz zu machen, vor allem denen des Staunens und der Bewunderung. Denn es ist ein großes, sieghaftes Talent, das hier seine volle Berechtigung, sich poetisch

auszusprechen, erwiesen hat. Es darf zu Worte kommen, weil es die Macht dazu hat, das Können, in Ermangelung dessen die meisten Menschen lieber „in ihrer Qual verstummen“, als daß sie dem, was sie innerlich bewegt, einen unpassenden, mißverständlichen und deshalb vielleicht sie kompromittirenden Ausdruck gäben. Um so freudiger stimmen sie dann dem bei, der für sie mitspricht, indem er sein Innerstes enthüllt, denn in ihrem tiefsten Wesen sind die Menschen ja alle derselbe eine Mensch. Ist so einmal die trennende Schranke, die das eine Ich von dem andern sondert, aufgehoben, hat der Hörende in dem Sprechenden sich selbst in seiner eigensten, wahrsten, vollendetsten Gestalt wiedererkannt, dann kann der Dichter seines erhabenen Berufes freudig walten, unsers Dankes gewiß sein.

Solche Allgewalt der Sympathie ergreift uns auch, wenn wir uns mit dem vorliegenden Büchlein näher vertraut machen. Wir möchten der Verfasserin das Vorurteil abbitten, das der erste Eindruck ihres Auftretens bei uns erweckte, und wissen es ihr nun doppelt Dank, daß sie die ihrem Geschlechte anhaftende Scheu, sich öffentlich auszusprechen, als Dichterin überwunden hat. Erfahren wir doch durch sie, wie tief, wie rein, wie zart ein Frauenherz fühlt, wie ernst sie es mit der Liebe nimmt, wie so ganz sie aufgeht in der heiligen, opferfreundigen Empfindung für den Mann ihrer Wahl. Und als ihn der unerbittliche Tod ihr genommen, welche unendlich rührenden Töne findet sie da, um ihren Schmerz zu schildern. Eine ergreifendere Totenklage ist wohl nie aus dem Munde eines Weibes erklingen, als in jenem, unter der Gesamtüberschrift „Alphodill“ vereinigten Gedichten. Freilich ist es die tiefste Verzweiflung allein, die hier zum Ausdruck gelangt; aber der Schrei des Schmerzes hat in der Poesie so gut sein Recht wie das Aufjubeln der Lust, und das Herausagen der innern Pein führt uns am ersten zur Entfugung und endlich zu jenem befreienden „Stirb und werde!“, ohne das der Mensch doch immer nur „ein trüber Gast auf der dunkeln Erde“ bleiben muß.

Gleiche Wahrheit und Tiefe der Empfindung offenbart die Verfasserin, wo sie sich zu andern Gebieten des Seelenlebens wendet oder die Darstellung objektiver parabolischer und legendärer Vorgänge unternimmt. Vielleicht bleibt in einzelnen dieser Gedichte der tiefere Sinn zu sehr hinter der eigentlichen Schilderung verborgen, wiewohl diese ihrerseits stets ein Muster von Klarheit und Anschaulichkeit ist. Vielleicht auch befriedigt uns das, was uns als geistiges Fazit geboten wird, nicht immer; denn es ist ein Unterschied, ob eine augenblicklich subjektive Stimmung formulirt erscheint, oder ob uns eine auf Reflexion beruhende und allgemeine Gültigkeit beanspruchende Wahrheit im poetischen Gewande vorgeführt werden soll.

Als die Perle dieser Gedichte möchten wir das als „indische Legende“ bezeichnete „Die Büßer“ betrachten. Der feine, graziöse Humor, der auch manches der andern Gedichte wie mit einem goldigen Firnis überzieht, verbindet

sich hier mit dem berückenden Zauber einer naiven Sinnlichkeit; auch klingt das Ganze in der versöhnlichsten Stimmung aus. Hingegen will uns ein andres Gedicht, „Weltgericht“, nicht nur das umfanglichste, sondern auch nach Form und Inhalt vielleicht das bedeutendste der Sammlung, nicht recht anmuten, da ihm trotz seiner ebenfalls humoristischen Färbung, trotz des fast übermütigen Tones, in dem es gehalten ist, doch eine beinahe erschreckend pessimistische Weltanschauung zu Grunde liegt, oder vielmehr, um richtiger zu sprechen, eine sich fälschlich mit dem Pessimismus identifizierende verbitterte und trostlose Gemütsverfassung. Der wirkliche, echte Pessimismus an sich hat nämlich mit einer solchen Verbitterung und Trostlosigkeit, überhaupt mit einer Stimmung, eigentlich nichts zu thun. Weder ist er das Ergebnis einer solchen, wie manche behaupten, denn er verdankt sein Dasein lediglich einer Verstandesoperation; noch hat er eine gewisse Stimmung notwendig zur Folge, am allerwenigsten eine Verstimmung. Im Gegenteil; da den Pessimisten seine Überzeugung vor einer Menge von Illusionen und insolgedessen auch vor Enttäuschungen bewahrt; da er auf alles gefaßt ist und nichts erwartet, wird er leicht zu der gleichmäßigen, sorglosen Grundstimmung gelangen, die Goethe so reizend geschildert hat in seinem Liede:

Ich hab mein Sach auf nichts gestellt;

Suche!

Drum ist so wohl mir in der Welt;

Suche!

Warum sollte auch selbst der eingefleischteste Pessimist sich z. B. eine gut gebratene Gans nicht schmecken lassen, wenn er sonst einen gesunden Magen hat und Gänsebraten liebt? Il ne faut jamais rien négliger de son plaisir, parceque la vie est triste, sagt Voltaire.

Aber nicht nur eine solche, immerhin den Stürmen des Lebens nicht hinreichend Stand haltende fidele Genügsamkeit gestattet der Pessimismus seinen Bekennern, er vermag sie sogar wirklich über die Leiden des irdischen Daseins zu erheben, indem er zur Vorstufe eines wahrhaft und auf die Dauer beglückenden Zustandes wird. Da der menschliche Geist in der bloßen Negation — und eine solche ist ja der Pessimismus — nur schwer verharren kann, und sein Glückseligkeits- und Erkenntnistrieb sich bei der Vorstellung einer Welt des Leidens nicht beruhigt, so führt ihn gerade die Verzichtleistung auf diese Welt leicht zur selbständigen Schöpfung einer andern, in der ihm das gewährt wird, was er bis dahin vergeblich gesucht hat. Ihren energischen und zugleich bis jetzt vollendetsten Ausdruck fand dieses Bedürfnis — „Postulat“ nennt es Kant — des menschlichen Geistes in der Thatsache des Christentums, das einer unserer hervorragendsten Religionsphilosophen daher ganz richtig als einen Versuch bezeichnet, den Optimismus mit dem Pessimismus zu vereinigen. Daß in dieser Vereinigung der Pessimismus nach und nach zusammenschmelzen und

sich auflösen muß, so daß zuletzt gar kein Böses mehr übrig bleibt — wie das erhabene Geister, ein Spinoza, Goethe, Hegel und viele andere klar zu machen versucht haben —, daß, um ganz bildlich zu reden, die vom menschlichen Geiste geschaffene „bessere Welt“ ein Licht ausstrahlt, durch das auch das Dunkel, in dem wir hier unten tappen, erhellt und bis in die tiefsten, finstersten Thäler ein verklärender Schimmer gebreitet wird, das kommt hier nicht in Betracht. Jedenfalls haben wir uns heutzutage, wo wir alle, wir mögen es wollen oder nicht, wissen oder nicht, zugeben oder nicht, mehr oder weniger Christen sind, haben wir uns so daran gewöhnt, den Pessimismus, d. h. die Entfugung auf diese Welt, in Verbindung zu setzen mit der festen, hoffnungsfreudigen Zuversicht auf eine andre Welt, daß wir sehr dazu neigen, den baren, in der Negation stecken bleibenden Pessimismus für gar keinen echten Pessimismus mehr zu halten, sondern nur für einen Scheinpessimismus, der in der That mit der Welt noch nicht abgeschlossen hat, eine sich als Weltanschauung geberdende üble Laune, die ihren Ursprung in der Enttäuschung hat, in der heimlichen Voraussetzung, daß dieses irdische Sammerthal doch nicht so ganz ohne Freuden sein würde, wenn nur das betreffende Individuum nicht zufälligerweise von ihnen ausgeschlossen wäre. Diese üble Laune kann sich bis zur Verbitterung, ja bis zur Verzweiflung steigern, sie wird immer von der wirklichen Entfugung des echten Pessimisten so weit entfernt sein, als das „schöne gelle Lachen“ der Heiniſchen Muse von dem behaglich heitern „Sch hab mein Sach auf nichts gestellt“ der Goethischen und von der stillen Seligkeit des gläubigen Christen, der sein Kreuz auf sich nimmt und seinem Heiland aus der ewigen Wohnungsnot des Daseins, in dem „die Füchse Gruben und die Vögel unter dem Himmel Nester haben, aber des Menschen Sohn nicht hat, da er sein Haupt hinlege“, nachfolgt in das Waterhaus, das Raum hat für alle.

Einer so abgeklärten, tröstlichen, auf vollkommener Resignation beruhenden Weltanschauung scheinen das „Weltgericht“ von Isolde Kurz und noch mehrere andre, gerade ihrer wertvollsten Gedichte nicht zu entstammen, und sie gelangen wohl deshalb nicht zu der vollen Wirkung, die das in ihnen bekundete außerordentliche Talent sonst ausüben würde, ein Talent, das andererseits keinen Zweifel darüber aufkommen läßt, daß wir es in diesem Falle doch nicht mit bloßen Deklamationen zu thun haben; auch diese poetischen Gebilde sind mit dem Herzblute der Dichterin getränkt.

Abgesehen von dem allen ist es aber in dem „Weltgericht“ auch noch besonders die poetische Einkleidung des Grundgedankens, die Fabel, die kein rechtes Behagen aufkommen läßt. Daß gerade die drei erhabenen, durchgeistigten Hauptgestalten der christlichen Religion, dieser Religion der absoluten Liebe und Versöhnung, dazu benutzt werden, um in einem Stücke, das der Haß konzipirt hat, als Wortführer aufzutreten, und zwar Christus als ein phil-

anthropischer Schwärmer, der heilige Geist als einer der vielen Schüler Hegels, die den Meister nicht verstanden haben, und Gott Vater gar als ein durch die Kritik gemißhandelter und entmutigter Poet, das sieht allerdings beinahe so aus wie Hohn. Wir glauben nicht, daß die Verfasserin diese Wirkung beabsichtigt habe, um so weniger, als sie in vielen andern Gedichten, auch in dem hier in Rede stehenden selbst, doch wieder eine tiefe Religiosität bekundet.

Was die künstlerische Ausführung aller Gedichte dieser Sammlung betrifft, so können wir ihr nur rückhaltlos unsre Bewunderung zollen. Überall tritt uns ein ungewöhnlicher Reichthum an Erfindung und Einfällen entgegen. Alles erscheint bedeutend; nirgends ist Raum für eine Phrase, einen Gemeinplatz. Durchaus erweist sich die Verfasserin als eine Meisterin in den mannigfaltigsten metrischen Formen und als eine Sprachbeherrscherin, der stets der knappste, schlichteste, naivste und doch zugleich eigenartigste und wohl lautendste Ausdruck zu Gebote steht. Kleine Unebenheiten und Ungenauigkeiten sind mit untergelaufen, denen nachzuspüren wir uns hier um so eher erlassen können, als wir auch, absichtlich, darauf verzichten, unser Lob der Form durch Anführung von Beispielen zu begründen, und als die notwendige Begründung einiger Bedenken, die wir hinsichtlich des Inhaltes hegen, ohnehin schon einen unverhältnißmäßig breiten Raum beansprucht hat.

Leipzig

Hans Marbach



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Zur Sozialreform. Schon oft ist in diesen Blättern darauf hingewiesen worden, daß die Sozialdemokratie nicht allein durch die Ausnahmebestimmungen des Sozialistengesetzes bekämpft werden kann, sondern daß, während dies Gesetz Ruhe zur Arbeit schafft, eine positive Thätigkeit nötig ist, die darauf abzielt, die wirklich vorhandenen sozialen Schäden zu heilen. Denn daß soziale Schäden vorhanden sind, wird niemand leugnen, der sich nur einigermaßen mit den einschlagenden Fragen beschäftigt, ohne durch vorgefaßte Meinungen blind gemacht worden zu sein. Niemand kann daher auch bestreiten, daß in den Forderungen der Sozialdemokratie mancher richtige Kern enthalten ist, wie es auch bei den Artikeln der Bauern im Bauernkrieg der Fall war, wenn diese Forderungen auch gleich denen der unglücklichen Bauern durch Mißverständnis und Fanatismus vielfach bis zu ganz verkehrten Zielen gesteigert worden sind. Nicht dankbar genug können wir daher Kaiser Wilhelm I. und seinem Kanzler sein, daß sie die positive Sozialreform trotz aller Schwierigkeiten, die sich ihnen bei der auch in den gebildeten Kreisen fast allgemein verbreiteten Unkenntnis über die einschlagenden Fragen boten, nicht nur